

Würde der Freiheit verkannt, in der nur noch Mensch und Gott sich gegenüberstehen und andere nicht einmal den Zutritt haben, daß sie dem Menschen in den Arm fallen dürfen, um ihn an einer falschen Entscheidung zu hindern.

Das sei idealistisch gedacht, zu dieser Freiheit brächten es die wenigsten, wenn ihnen nicht nachgeholfen werde. Ja, wenn die Einübung in solche Freiheit schon gar nicht zugelassen wird, lockt ihre Würde immer weniger. Aber was geschieht mit den vielen, die ihrer fähig wären?

Artikel

Joachim Wanke

Der „Todesdienst“ und der „Lebensdienst“ Jesu und der Kirche

Neutestamentliche Überlegungen zum Thema „den anderen suchen*“

Auf der Suche nach Humanität

Der Nachfolger von Bischof Aufderbeck in Erfurt versucht hier die spezifisch christlich-kirchliche Zuwendung zum Nächsten verständlich zu machen, indem er die „Suche des anderen“ unmittelbar vom Beispiel Jesu ableitet. Das Ergebnis sind pastorale Orientierungslinien, die einen bloßen Humanismus weit übersteigen, aber auch fromme Schutzburgen abzubauen trachten und die Kirche zum „Hohlraum“ für Gottes rettenden Zugriff machen. red

Der Begriff „Mitmenschlichkeit“ gehört zu den anziehenden Worten unserer Zeit. Der Ruf nach Menschlichkeit und menschenwürdigem Leben für alle ertönt allenthalben in der Welt und findet Resonanz in den Herzen. Es ist häufig aufgezeigt worden, daß die Wurzeln des säkularisierten Humanismus letztlich im Evangelium liegen. In den Begriffen „Gleichheit“, „Brüderlichkeit“, „Humanität“ und „Menschenliebe“ schwingt weniger antikes Erbe als vielmehr ein christlicher Grundton mit. Doch können wir auf dieser geistesgeschichtlichen Feststellung nicht ausruhen. Wir können damit auch nicht dem Humanitätsverlangen unserer Zeit insgeheim ein christliches Vorzeichen geben. Das Suchen nach Humanität in unserer Welt bleibt trotz christlicher Urimpulse letztlich doch wohl weitgehend „atheistisch“. Man kann die Gegenprobe machen: Vermutlich werden die Kirche bzw. das Christentum von der Mehrzahl der Menschen

* Vortrag auf der Jahreskonferenz der pastoralen Leitungsgremien der Jurisdiktionsbezirke in der DDR am 6. 11. 1980 in Magdeburg.

spontan eher unter die inhumanen bzw. humanitäts- und toleranzhemmenden Faktoren gerechnet. Das läßt den Schluß zu: Christliche Zuwendung zum anderen, von unserem Selbstverständnis als Christen her unabdingbar zum Evangelium hinzugehörig, ist verdunkelt. So steht heute die Frage im Raum, die auch für Christen nicht ohne weiteres in der positiven Antwort selbstverständlich ist: Braucht man, um „menschlich“ zu sein, Gott?

Statt skeptischem
Relativismus ...

Unser Thema hat ferner noch in anderer Hinsicht einen „*kairos*“ hier und heute, und zwar im Blick auf den skeptischen Relativismus, mit dem heute viele Christen ihren Glauben leben¹. Gemeint ist folgendes: Wir sind heute insgesamt weithin nicht mehr fähig zu der festen, absoluten Glaubenszustimmung, wie sie die traditionelle Fundamentaltheologie vom Glaubenden verlangt. Der Grund für diese Not liegt in der gegenwärtigen geistesgeschichtlichen Situation, in der der Einzelne seinen eigenen Daseinsentwurf ständig mit anderen Daseinsentwürfen konfrontieren muß, bis hin zu denen fremder Religionen, wobei deren subjektive Überzeugungskraft die eigene Glaubenszustimmung notwendigerweise relativiert.

... Glaubensgewißheit
in der Zuwendung

Angesichts dieses Relativismus kommt unserem Thema eine seelsorgliche Bedeutung zu. In der Zuwendung zum anderen wird der Glaube konkret. Er wird aus der Sphäre einer rein geistig gefällten und durchgetragenen Entscheidung überführt in geschichtliches Handeln. Und gerade im Handeln erfährt der moderne Mensch offensichtlich eher seine „Identität“ als in theoretischen Bekenntnissen. Doch stellt sich angesichts dieser Überlegung die Aufgabe, die geforderte „Zuwendung“ zum anderen theologisch richtig zu umreißen. Eine falsche *Identifizierung* von christlicher Caritas mit säkularem Humanismus wäre hier verderblich. Aber auch eine theologische *Verkürzung* wäre schlimm, etwa in dem Sinn, daß „Caritas“ als bloße Bewährung des Glaubens, als moralische Zutat zu dem „Glauben an sich“ angesehen würde.

Die Gliederung der folgenden Überlegungen ergibt sich aus dem Grundgedanken des Neuen Testaments, daß die Kirche in ihrem Handeln, speziell auch in ihrer Sorge für den Menschen (II), auf das Beispiel Jesu (I) verwiesen

¹ Vgl. dazu K. Rahner, Zur Situation des Glaubens, in: *ders.*, Schriften zur Theologie, Bd. XIV, Zürich—Einsiedeln—Köln 1980, 23—47. Es ist sicherlich von der Zustimmung zu den sog. *praeambula fidei* der eigentliche Glaubenssinn zu unterscheiden. Der letztere muß nicht notwendigerweise mit der Unsicherheit des ersteren zusammenfallen. Vergleichsweise ist mein sicheres Wissen, daß zwei konkrete Menschen biologisch meine Eltern sind, von der tatsächlich gelungenen und gelebten Zuwendung zu diesen Personen als Eltern zu unterscheiden. Eine Unsicherheit in der ersten Frage bedeutet freilich eine beträchtliche Verunsicherung in der zweiten.

ist. Neutestamentlich ist die Zuwendung zum Bruder in zweifacher Weise motiviert: durch den Verweis auf den Herrn, der sich für uns (im Tod) hingegeben hat (I, 1);² ferner wird diese Zuwendung durch das Wort bzw. durch das Verhalten Jesu motiviert (I, 2).

I. Das „Beispiel“ Jesu

1. Jesu „Todesdienst“

a) Die christologische Dimension des „Todesdienstes“ Jesu

Das Neue Testament reflektiert das Sterben Jesu bekanntlich unter verschiedenen Gesichtspunkten. Entscheidend dabei sind vor allem aber zwei: Was bedeutet der Tod für Jesus selbst? Was bedeutet er für die Menschen? Jesu Tod wird im Neuen Testament u. a. (!) erfaßt als Gehorsamstat: Er ward gehorsam bis zum Tod (vgl. Phil 2,8; Röm 5,19; Hebr 5,8). Das Sterben am Kreuz gipfelt ein Leben auf, das *kenosis* war („Entleerung“), *tapeinosis* („Selbstverzicht“; oder: „Erniedrigung“). Jesus wird erkannt als der Bote Gottes, der sich von seiner Botschaft total vereinnahmen, ja überfordern läßt — und damit von dem vereinnahmen und überfordern läßt, in dessen Namen er spricht und handelt. Jesus sagt das Reich Gottes an — und er läßt sich von diesem Reich verschlingen. Er sagt es an *noch* angesichts des eigenen Sterbens (Mk 14,25: „Wahrlich, ich sage euch, nicht mehr werde ich von dieser Frucht des Weinstocks trinken, bis ich neu davon trinke im Reiche Gottes“). Oder sollten wir sagen: Er sagt dieses Reich an am Ende *gerade auch* angesichts seines Sterbens³. Jesus sagt Gott an, und er nimmt es in Kauf, daß er als „Ansager“ Gottes und seines Reiches selbst untergeht. Er ist so von Gott erfüllt, daß er nicht nach sich selbst fragt. Er ist ganz „Hohlraum“ (H. Schürmann), der von Gott und seinem Kommen her gefüllt ist. Es finden sich bei Jesus offensichtlich keine menschlichen Absicherungen. Das meint dieses Stichwort *kenosis*, das nicht moralisch zu verstehen ist. Er ward gehorsam bis zum Tod. Auch die Möglichkeit und die Tatsächlichkeit des eigenen Sterbens weckt in Jesus keinen „Hiobsgedanken“. Er bleibt ohne Auflehnung. Er vollzieht im Sterben, wovon er predigte, etwa: „Sorget nicht ängstlich“⁴. Jesu Tod ist die Aufgipfelung einer kenotischen Existenz. — Damit ist eng das zweite zusammenzudenken.

b) Die soteriologische Dimension des „Todesdienstes“ Jesu

Das Sterben Jesu wird sofort in der frühen Gemeinde als Tat „für uns“, „uns zugute“ erfaßt (vgl. die Wendung

² Vgl. Röm 14,15: „Wenn um einer Speise willen dein Bruder betrübt wird, wandelst du nicht mehr nach der Liebe. Bringe durch deine Speise den nicht ins Verderben, für den Christus gestorben ist“; auch Joh 3,6: „Darin haben wir die Liebe (Gottes) erkannt, daß jener sein Leben für uns hingab; auch wir sollen für die Brüder das Leben hingeben.“

³ Vgl. zu dieser Frage die von H. Schürmann angestoßene Diskussion über Jesu mögliche Einstellung zum eigenen Tod: H. Schürmann, *Jesu ureigener Tod*, Freiburg—Basel—Wien 1975.

⁴ Vgl. H. Schürmann, a.a.O., 35 ff.

hyper, anti hymon)⁵. Auch hier sollen uns nicht die verschiedenen neutestamentlichen Denkmodelle beschäftigen, die die gemeinte Sache nachzudenken versuchen (Sühne, Stellvertretung, Opfer). Historisch war es sicherlich so, daß die soteriologische Komponente des Sterbens Jesu in Konsequenz des Auferstehungsgeschehens erkannt wurde. Gott hat seinen Boten „rehabilitiert“. Noch mehr: Jetzt beginnt Auferstehung der Toten und damit die verheißene Endzeit, und diese ist eo ipso Heilszeit für alle! Aber es kommt zu solchen soteriologischen Aussagen nachösterlich wohl auch in Konsequenz der Verkündigung und des Verhaltens des irdischen Jesus. Das Ereignis „Jesus von Nazareth“ war letztlich „soteriologisches“ Ereignis. Jesu Wort und Verhalten wollte Vergebung von Gott her ansagen und zur Wirkung bringen. Jesus redete ja von Gott als dem vergebungsbereiten Vater, und er redete davon gleichsam noch mit blutendem Mund und gefoltertem Leib. Das Sterben Jesu gipfelte eine soteriologische Existenz auf, wie gleich noch näher gezeigt werden soll — das ist die andere Wurzel der soteriologischen Glaubensaussagen der frühen Christenheit, die zur Ostererfahrung hinzu kommt.

Was wir hier (unter a und b) gedanklich getrennt haben, muß zusammengedacht werden. Jesu Sterben ist als Gehorsamstat ein Dienst für uns. Seine *kenosis* war nicht Selbstzweck, sondern durchgetragene Zuwendung zu denen, die er von Gott her erreichen wollte. Zugespitzt gesagt: Jesu Zuwendung zum anderen war nirgends so tief wie in der Einsamkeit seines Sterbens⁶.

Solche Überlegungen deuten schon die Dimensionen kirchlicher Nächstenliebe an, die meist vorschnell moralisch eingengt und somit in ihrer theologischen Bedeutung verdunkelt werden.

In einem verkürzten Überblick seien die wichtigsten Bereiche angesprochen, die in diesem Zusammenhang zu nennen sind.

Jesus sucht das „Verlorene“ (Lk 15). Er geht den Menschen in die Gottesferne nach. Dort (!) sagt er das Evangelium an, also im Bereich des Profanen, so wie er auch „profan“ („außerhalb des Lagers“, vgl. Hebr 13,11) starb. Doch sagt Jesus das Evangelium an nicht als „Alibi“ für die Sünder. Das ist heute ein nahezu unausrottbare

⁵ Vgl. dazu (die jüngste Diskussion zusammenfassend) M. Hengel, Der stellvertretende Sühnetod Jesu. Ein Beitrag zur Entstehung des urchristlichen Kerygmas: IKZ 9 (1980) 1—25, 135—147.

⁶ Vgl. H. Schürmann, Christliche Weltverantwortung im Lichte des Neuen Testaments: Cath 34 (1980) 87—110, bes. 103: „Seine ‚Weltverantwortung‘ nahm der Herr am tiefsten am Kreuz wahr.“

2. Jesu „Lebensdienst“

a) Jesu Zuwendung zu den Sündern

Mißverständnis. Jesus sagt das Evangelium an als „angreifende“ Kunde, daß es für den Verlorenen noch eine Chance gibt, eben von Gott her. Er redet also von Vergebung, nicht davon, daß alles nicht so schlimm sei. Und diese Vergebung muß der Sünder annehmen, d. h. er muß „umkehren“. Wieder zugespitzt geredet: Die sogenannte Solidarisierung Jesu mit den Sündern lebt von der Konfrontation mit der Sünde. Jesu Zuwendung zu den Sündern ist ein „Dienst der Entlarvung“ der Sünde. Sie ist Liebe, die weh tut.

b) Jesu Zuwendung zu den Armen

Der Begriff „arm“ hat bekanntlich ein breites biblisches Bedeutungsfeld. Wir meinen hier, daß Jesus sich den Gerungen, z. B. den Kranken, den Ungebildeten wie überhaupt den kulturell und sozial Deklassierten zuwendet. Hier geht es also nicht um den „Jesus in schlechter Gesellschaft“ (A. Holl), sondern um den „Jesus in kleiner Gesellschaft“. Auch dieser unbezweifelbare Zug im Auftreten Jesu wird häufig falsch interpretiert. Ich möchte zwei Momente dieser Zuwendung zu den Armen besonders hervorheben.

Ansage des eschatologischen Heils Gottes

Jesu Hinwendung zu dieser Gruppe von Menschen darf nicht als „Entwicklungshilfe“ (im weitesten Sinn) gedeutet werden. Sie will vielmehr Ansage des eschatologischen Heils Gottes sein. „Eschatologisch“ meint hier, daß Gott sich in seinem Boten endgültig, unwiderruflich, in einer von uns nicht aufzuhaltenden Weise den Menschen zuwendet, aber eben auch ganz anders, als wir gedacht und erwartet haben. „Wenn ich mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist das Reich Gottes zu euch gekommen“ (Lk 11,20). Es ist richtig: Jesu Heilungen meinen den Menschen und seine konkrete Not, sie dürfen also nicht symbolisch gedeutet und damit verwässert werden, aber sie machen deswegen Jesus nicht zu einem Sozialarbeiter. Mk 6,5 heißt es: „Er konnte dort (d. i. in seiner Heimatstadt) keine Wunder tun“. Jesu Zuwendung zum Nächsten hat etwas mit der Offenheit des Betreffenden für Gott zu tun. Es geht bei Jesu Heilungstaten nicht zuerst um Humanität, sondern um die Sorge, daß der Mensch offen sein möge für Gott — und eben darin ist Jesu Tun zutiefst human. Jesus bezeugt in den Heilungstaten die Nähe des Reiches, also die Nähe Gottes. Seine Zuwendung zu den Armen ist darum „modellhaft“, sie will stimulieren, verweisen, aber sie will kein Programm „durchziehen“ im Sinne einer konkreten Anweisung für die Beseitigung von Elend, Krankheit und anderen „Entfremdungen“, denen menschliches Leben ausgesetzt ist.

Abbau jeder Form
menschlicher
Sicherheit

Wir sahen, daß Jesu Zuwendung zu den „Kleinen“ — und dazu dürfen auch sein Protest gegen den Machtmißbrauch der „Großen“ (vgl. Mk 10,42 ff) oder sein Ruf zur Brüderlichkeit, Gewaltlosigkeit und Vergebungsbereitschaft hinzugerechnet werden — nicht verkürzt gesellschafts- oder sozialpolitisch verstanden werden darf. Wir wollen hinzufügen: Jesu Verhalten dient dazu, jede Form menschlicher „Sicherheit“ durch den Hinweis auf die Art Gottes zu verunsichern. Darin liegt wohl die Wurzel der eigentümlichen und schwer zu packenden „Ethik“ Jesu. Es ist ja nicht so, als ob bei den „Kleinen“ und „Geringen“ unbedingt schon der wahre und richtige Glaube gefunden würde. Pointiert gesprochen: Auch die „Werke der Barmherzigkeit“ können eine Form menschlicher Absicherung gegenüber Gott sein (vgl. das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner, Lk 18, 9—14). Jesu Protest gegen Formen der (damaligen) gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten ist zunächst und vor allem „religiös“. Jesus meinte den Mächtigen ebenso wie den Ohnmächtigen, den Reichen ebenso wie den Armen. Sein Protest ist letztlich auch hier nicht gesellschaftliches Programm, sondern „Verweis“ auf Gott, vor dem alle selbstgebauten Schutzburgen, und gerade auch die frommen, abgebaut werden müssen. In dieser Zielsetzung konvergieren letztlich Jesu Protest gegen den Machtmißbrauch und seine Zuwendung zu den Armen.

c) Die Liebesforderung

Das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe (vgl. Mk 12,28—34 parr.) verknüpft untrennbar — aber eben nicht identifizierend! — die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten.

Entschränkung
des Begriffs
„Nächster“

Die Verbindung beider Dinge ist wohl nicht unbedingt Jesu ureigenste Tat, doch geht auf Jesus die Entschränkung des Begriffes Nächster zurück, einmal in Richtung auf eine Ausweitung über den jüdischen Mitmenschen hinaus, dann aber vor allem eine Ausweitung in dem Sinn, daß der mir konkret begegnende Mensch mein Nächster ist (vgl. die Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter Lk 10,25—37). Die johanneische Gemeinde darf darum theologisch legitim vom „Bruder“ und von der „Bruderliebe“ sprechen, was nicht als Engführung, sondern als Konkretisierung des Gebotes Jesu verstanden werden muß. Anders gesagt: Den Nächsten kann ich mir nicht aussuchen, so wie ich mir den Bruder nicht aussuchen kann. Der Nächste ist der, der mir bzw. der Kirche über den Lebensweg geschickt wird.

„... das habt
ihr mir getan!“

Ferner ist in diesem Zusammenhang die Aussage zu bedenken, daß die in diesem Sinn eingeforderte Zuwen-

derung zum Nächsten Christus erreicht (vgl. die Aussagespitze von Mt 25,31—46: „... das habt ihr mir getan“), bzw. daß diese Zuwendung zur Erkenntnis der Liebe zu Gott führt, vgl. Joh 4,20: „Wenn einer sagt: ‚Ich liebe Gott‘, jedoch seinen Bruder haßt, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sah, der kann Gott nicht lieben, den er nicht sah“; vgl. auch das apokryphe Jesuswort bei Klemens v. Alexandrien, *Stromata* I,19: „Hast du deinen Bruder gesehen, dann hast du deinen Gott gesehen“. Doch gilt auch umgekehrt (und das wird meist überlesen): „Daran erkennen wir, daß wir Gottes Kinder lieben, wenn wir Gott lieben und seine Gebote halten“ (1 Joh 5,2). Es ist also auch die Gottesliebe ein Kriterium für die Echtheit meiner Bruderliebe. An diesem Satz würde sich wohl heute weithin der „Normalchrist“ stoßen!

Frucht der Gottesliebe

Schließlich ist noch das Ineinander der zwei Gebote zu bedenken. Der Sinn der Verknüpfung ist am Leben Jesu abzulesen. Die wahre Nächstenliebe lebt von der Gottesliebe. H. Schlier schreibt: „Was hätten wir ihnen (sc. den Menschen) entgegenzubringen, wenn wir Gott nicht liebten und also uns nicht von ihm geliebt wüßten? Damit ist der Auflösung der Bruderliebe in die allgemeine Menschenliebe ein Riegel vorgeschoben“⁷. Es kann also kein gegenseitiges Ausspielen beider Arten der Liebe geben. Warum? Einmal, weil Gottes- und Nächstenliebe beide von einer vorgängigen Zuwendung Gottes zu mir leben. Diese Aussage ist letztlich eine Kurzfassung des Evangeliums. Meine Liebestat kann darum niemals „Leistung“, „Werk“, „Mittel“ oder dgl. sein.

Wer von Gott angenommen ist, muß einfach — wie von selbst — „Früchte“ bringen. Und er weiß dabei, daß diese „Früchte“ nur eine Folge sind, nicht eine Voraussetzung der göttlichen Zuwendung zu mir. Wer sich von Gott angenommen weiß, hat keinen Privatraum mehr, in dem er „Verdienste“ horten könnte. Seine ganze „Wohnung“ ist nun offen und von Gottes vorgängiger Zuwendung durchflutet. Ein weiterer Hinweis auf das untrennbare (aber nicht zu vermischende) Ineinander beider Gebote: In der Nächstenliebe gebe ich nicht nur, ich empfangе auch. Meine Zuwendung zum anderen — das sei hier gegen mögliche Mißverständnisse deutlich gesagt — meint wirklich den anderen. Nächstenliebe als Erfüllung einer „Idee“, einer Doktrin ist Unsinn. Aber eben in der sich

⁷ H. Schlier, Die Bruderliebe nach dem Evangelium und den Briefen des Johannes, in: *ders.*, Das Ende der Zeit. Exegetische Aufsätze und Vorträge III, Freiburg—Basel—Wien 1971, 124—135, hier 132.

verschenkenden Zuwendung erschließt sich mir mein eigenes Leben, das sonst verschlossen und in sich verkrümmt bliebe. Gott „kann“ uns offensichtlich nur in sein Leben führen, indem er uns durch den „Hilferuf“ des Nächsten lockt, uns selbst zu verlassen. So und nur so finden wir ihn — und damit uns selbst (vgl. unter den Jesuslogien beispielhaft Mk 8,35).

Wir schauen zurück. Jesu „Lebensdienst“ als Zuwendung zum anderen ist von seiner Gottes- und Basileiaverkündigung her getragen. Er sucht den anderen, weil er Gott einbringen will. Jesu Verhalten ist in diesem Punkt von einer „theozentrischen Anthropologie“ her gespeist, die weiß, was Sünde ist, was halbiertes Menschsein als Folge der Sünde ist und was letztlich allein heilen kann: nicht „Tugend“, die produziert werden muß, sondern „Gnade“, die geschenkt wird.

II. Der Dienst der Kirche

Es ist wichtig, bei der Übertragung des „Dienstes“ Jesu auf den Dienst der Kirche beide Aspekte der neutestamentlichen Begründung der Liebesforderung zum Zuge kommen zu lassen. Was uns geboten ist, tun wir im Nachvollzug des „Todesdienstes“ Jesu und im Nachvollzug des „Lebensdienstes“ Jesu. Auf beide Arten des Dienstes Jesu hat also die Kirche zu schauen, wobei wir wissen, daß beides eine Einheit bildet. Zuwendung zum anderen geschieht also nicht allein im „karitativen“ Bereich, sondern auch bzw. in Verbindung mit dem „staurologischen“ Bereich. Das heißt für uns: Der kirchliche Dienst am und für den anderen geschieht im Nachvollzug der gehorsamen *kenosis* des Herrn und in der Bereitschaft, in seine Art von Zuwendung zu den Menschen einzutreten.

1. Die gehorsame Kreuzesnachfolge der Kirche als grundlegender Dienst für die Welt

Die Kirche hat in der Konformität mit dem zum Tode, d. h. zur Selbstaufgabe bereiten Herrn zu leben. Diese Forderung wird z. B. vom Markusevangelium erhoben (sonderlich in seinem pointierten Aufbau im 2. Teil ab Mk 8,27 ff). Auch Paulus in seinem paradoxen Selbstverständnis als Apostel wäre hier zu bedenken, ferner auch der erste Petrusbrief. Gerade in der Leidensnachfolge ist die Kirche am „effektivsten“ am soteriologischen Tun Christi beteiligt. Eine ganz in der Kreuzesnachfolge gehorsame Kirche ist ganz „Zuwendung“ zur Welt, zum Menschen. Das ist paradox, so wie der am Kreuz hängende Jesus als Heilszeichen paradox ist. Hier kommt aber das *proprium* christlicher „Caritas“ heraus, das nicht verdunkelt werden darf und das wir m. E. gerade heute betonen müßten. Das „Soteriologische“ wird dort mächtig, wo wir als Kirche ganz „Hohlraum“ werden für Gottes rettenden Zugriff zum anderen.

Warum will Gott
das so?

Es ist hier müßig zu fragen, warum Gott das so will. Einmal könnten wir sagen, daß Gott in analoger Weise personales Leben ist und daher in seinen „Lebensvollzügen“ personale „Instrumente“ gebrauchen will. Zum anderen könnten wir vom Wesen dessen her denken, was eigentlich Heil ist. Heil ist wohl immer ein Relationsgeschehen, ist immer Heil *mit* dem anderen und daher auch *durch* den anderen. Daher kann es niemals Heil nur für eine Menschengruppe oder für Einzelne geben. Schließlich müßten wir vor allem auf Gottes dreifaltiges Leben schauen. Gott selbst ist ganz und gar Zuwendung. Darum ist diese (auch unvollkommen nachgeahmte) Existenzform göttlich. Das ist freilich völlig „ungriechisch“ gedacht, aber gut biblisch. Solche theologischen Überlegungen zum Gottesbild scheinen auf den ersten Blick nur spekulativ-theoretisch zu sein, die darin angesprochene Sache jedoch bestimmt unsere kirchliche Praxis und das individuelle christliche Verhalten mehr als wir meinen.

Heil aus der
Erniedrigung

Es bleibt dabei, wie immer man es auch zu verstehen und zu deuten sucht: Im Kenotischen ist das Soteriologische verankert. Anschaulich wird das etwa bei Paulus. Der Apostel rühmt sich seiner Schwachheiten mehr als seiner (gewiß beachtlichen, u. a. auch karitativen) Aktivitäten (vgl. nur sein Kollektenwerk): „Darum will ich mich am liebsten vor allem meiner Schwächen rühmen, auf daß sich auf mich die Kraft Christi niederlasse. Daher habe ich Gefallen an Schwächen, an Schmähungen, an Nöten, an Verfolgungen, an Bedrängnissen um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (2 Kor 12,9b f). Doch gilt es genau darauf zu achten, welche Art von „Schwäche“ Paulus meint. Nicht jeder beliebigen Schwäche gilt die Erfahrung der Stärke, sondern der *kenosis* und *tapeinosis*, die „um Christi willen“ und „in der Art Christi“ getragen werden.

Fragen an die Kirche

Daraus ergeben sich einige Fragen: Muß es in der Kirche auch den karitativen Dienst geben, der „unvernünftig“ ist, d. h. heroisch-überfordernd? Dürfen wir nur „vernünftige“ Dienste einfordern bzw. uns abfordern? Der Dienst an Debilen z. B. bezeugt nicht nur das Wissen um menschliche Würde usw., sondern auch, daß Nächstenliebe keinem Zweck dient, „un-nützlich“ ist. Die Vernichtung debilen Lebens ist (grausam gedacht) „effektiver“. Oder: Ist für uns deutlich, daß das Proprium der christlichen Zuwendung zum anderen gerade auch bei den Bekennern und den Märtyrern aufleuchtet? Das schließt nicht aus, daß man auch deren weltliche Effektivität für die Gesellschaft mitbedenkt. Aber das ist doch eigentlich Neben-

effekt? Ist nicht Humanität überhaupt letztlich nur „Nebeneffekt“ des Offen-Seins für Gott? Oder: Könnte auch der Rätestand etwas mit dieser soteriologisch-effektiven Zuwendung zum anderen zu tun haben? Liegen hier noch unerschlossene Motivationen, die zum „Sprechen“ gebracht werden könnten? Diese Fragen zielen letztlich auf die Grundfrage ab, ob die Kirche bereit ist und ob sie (auch als soziologische Größe) überhaupt fähig ist, den „Todesdienst“ Jesu in ihrem Tun und Selbstverständnis zu bezeugen. Eine um sich selbst kreisende und um ihre Erhaltung besorgte Kirche wird dies mit Sicherheit nicht tun können.

2. Das spezielle kirchliche Tun im Blick auf den Menschen

a) Den Sünder suchen

Wir knüpfen im folgenden an die unter I,2. genannten Punkte an.

Die „entlarvende“ Verkündigung ist eine Form der liebenden Zuwendung. Jesus suchte den Sünder, um ihm die „Wahrheit“ (in Liebe!) zu sagen. Der Sünder sollte nicht Sünder bleiben. Er sollte „demaskiert“ werden, damit Änderung kommen konnte. Wir sahen, daß mit der liebenden Zuwendung Jesu zum Sünder durchaus auch die Gerichtspredigt vereinbar ist.

Wie kann solche kirchliche Zuwendung zu den „Sündern“ heute und hier aussehen? Kann überhaupt so undifferenziert von „Sündern“ gesprochen werden, zumal die Kirche selbst ja Kirche aus Sündern ist? Auch hier kann nur ein Anstoß zu weiteren Fragen gegeben werden. Es ist eine Form der Zuwendung zu den Menschen, wenn die kirchliche Verkündigung mutig und eindeutig Verkürzungen im Menschenbild einer Zeit aufdeckt. Als Schlagwort, dem wir selbst im kirchlichen Bereich unseren Tribut zollen, wäre etwa die zunehmende „Verwaltung“ des Menschlichen zu nennen und die dadurch bedingten Entfremdungen. Doch darf auch das mutige Bekenntnis zu „Normen“ und „Werten“ gegen eine anders urteilende Zeitströmung als Dienst angesehen werden, wenn er gleichzeitig mit der nötigen Kritik gegenüber der eigenen Tradition und dem Blick für veränderte Bedingungen verbunden ist.

b) Die Zuwendung zu den „Armen“

Jesu Zuwendung verstanden wir als ein eschatologisches Zeichen: Gott neigt sich uns zu. Die kirchlichen Werke der Barmherzigkeit müssen diese Kennzeichen behalten, sie müssen ebenfalls eschatologische Qualität haben. Wie ist das möglich? Sicherlich nicht dadurch, daß wir sie „ideologisch“ interpretieren, d. h. ihnen ein frommes Etikett aufkleben. Ein besserer Weg wäre, wenn die Kirche eines Landes sich überlegt, wo sie am besten Zeichen der Zuwendung setzen könnte. Wir müßten fragen, was heu-

te in diesem Bereich besonders „sprechend“ ist. Es gibt doch ohne Zweifel Bereiche, in denen von der profanen Gesellschaft Mißstände vertuscht werden oder wo eigentümliche Blindheiten bestehen. Kirchliche Caritas kann hier zeichenhaft werden, „anstößig“ und stimulierend. Anders gesagt: Es geht vielleicht gar nicht darum, daß die Kirche solche Mißstände oder Ausfallphänomene voll und ganz abdeckt (was nicht ausschließt, daß die Kirche zu manchen Zeiten subsidiär einspringen muß, wenn die Gesellschaft in diesem oder jenem Punkte versagt). Die kirchliche Zuwendung zum anderen sollte vielmehr „prophetisch“ sein, sie soll das Gewissen wecken und Anstöße geben. Das darf nicht mit dem Ruf nach spektakulären Dingen verwechselt werden. Manche „Ausfallerscheinungen“ der Menschlichkeit in unserer Zeit sind ganz und gar nicht spektakulär, etwa (als Beispiel) die Sorge um die heute vielfach überforderten Kinder und Jugendlichen, die schon zeitig unter hohen Anforderungen stehen, was zu menschlichen Verarmungen führen kann. Oder als weiteres Beispiel die Sorge um die an kirchlichen Normen Scheiternden, also die Frage nach der Barmherzigkeit für die eigenen Verwundeten, was wohl nicht weiter ausgeführt werden braucht.

Auch der kirchliche Protest gegen Formen der Unmenschlichkeit in der weiten Welt darf hier in Anlehnung an Jesu Protest gegen die menschenfeindlichen „Establishments“ seiner Zeit genannt und bedacht werden. Auch hier gilt es, darauf zu achten, daß die kirchliche Stimme nicht mißbraucht und in falscher Weise vermarktet werden kann. Die Stimme der Kirche muß die religiöse Dimension aufreißen, die sich in der Unmenschlichkeit versteckende falsche Sicherheit, die meint: „Wer sieht schon? Es gibt keinen Gott, der richtet“, oder die sogar (noch perverser) Unmenschlichkeit zur Grundlage eigenen Handelns macht.

c) Die Liebesforderung in Anlehnung an das Gebot des Herrn

Die Liebesforderung muß als Überschritt vom Tod ins Leben erfaßt und verkündet werden, vgl. 1 Joh 3,14: „Wir wissen, daß wir hinübergeschritten vom Tod ins Leben, weil wir die Brüder lieben.“ Bruderliebe ist also eine Seinsveränderung, nicht nur ein moralischer, „ornamentaler“ Vorgang, der zur eigentlichen Substanz des Christlichen hinzukommt. Testfrage: Welchen Rollenwert hat das Stichwort „Brüderlichkeit“ neben dem Stichwort „Orthodoxie“ in der konkret gelebten Kirchlichkeit?

Zum Stichwort Entschränkung des Begriffs „Nächster“: Was ist heute gefragt? Nicht maßvolle, diskrete, angepaßte Menschlichkeit? Das können auch die „anderen“;

vielleicht sogar besser. Die Christen sind in der Nachfolge ihres Herrn gefragt nach einer „entschränkten“, d. h. die Schranken niederreißenen Menschlichkeit im privaten und gesellschaftlichen Sektor.

Zur Aussage:
Die Bruderliebe
erreicht Christus

Nächstenliebe ist nicht Askese, nicht Training, nicht „Mittel“ für etwas anderes, für das „Eigentliche“ usw., sondern Nächstenliebe *ist* das Eigentliche und Entscheidende. Die soziale Tat muß im Leben unserer Gläubigen „sakramentalen“ Charakter bekommen und gleichrangig (z. B.) neben der Eucharistie stehen. Dazu gehört freilich ehrlicher Weise auch die Auskunft hinzu, daß eine solche Existenzform im Sinne der Welt „töricht“ ist. Die christliche Bruderliebe bleibt für die Welt etwas Fremdes (vgl. Joh 15,18 f: vom Haß der Welt). Normalerweise ist das nicht zu bemerken, da unsere Caritas in bürgerlichen Grenzen bleibt, aber die „Fremdheit“ kommt in Grenzsituationen heraus, im Martyrium der Diakonie. Ein gewisses Moment des *martyrein* steckt aber auch in den alltäglichen Taten der Liebe. Wir dürfen sagen, daß solches Martyrium der Liebe in unseren Gemeinden nicht nur gefordert werden muß. Es ist häufig schon da und braucht meist nur der Förderung und Bestärkung.

Zum Stichwort:
Einheit von Gottes-
und Nächstenliebe

Die Liebesforderung in dieser Verknüpfung ist unsere eigene Rettung und Heilwerdung. Sie ist nicht Zugabe, sondern Inhalt des Heiles. Die Liebesforderung ist auch nicht eine Willkürentscheidung Gottes („an sich ginge es auch ohne sie“), sie entspricht vielmehr dem, was wir Heil nennen, sie entspricht dem, was Inhalt des ewigen Lebens ist. Hier liegen m. E. beträchtliche „Unterbelichtungen“ in unserer normalen Verkündigung vor.

Abschluß

Wir wollten einige Denkanstöße für das Thema „den anderen suchen“ geben. Abschließend sollen nochmals leitende Gedanken hervorgehoben werden.

1. Die Zuwendung zum anderen ist ein Aspekt der Kreuzesnachfolge. Sie darf nicht allein mit Nützlichkeitsbewägungen oder humanitären Gesichtspunkten begründet werden⁸.

⁸ Vgl. H. U. v. Bathasar, Alle Wege führen zum Kreuz: IKZ 9 (1980) 333–342, bes. 337 f: „Kreuz als einmaliges geschichtliches Faktum und dessen Vergegenwärtigung im ganzen Sein der Kirche und des kirchlichen Menschen hat immer etwas zu tun mit dem ‚für euch‘, ‚für die Vielen‘ der verteilten Eucharistie. Man kann ja sagen, daß dieses ‚Für-Sein‘ und somit Kreuz und Eucharistie auch im Leben Jesu von Anfang an als Existential zugegen war (der für uns Menschen und um unseres Heiles willen vom Himmel herabstieg), als innerer Sinngrund dieses ganzen Daseins, um dann in der Passion seine — freilich unentbehrliche — Ausdrücklichkeit zu erhalten. Wo Christen, wo Menschen überhaupt auferlegtes Leid — auch unbedingtes — im Geiste dieses ‚Für euch, die Vielen‘ hinnehmen, erhält das ihr Dasein durchziehende Existential seine Wirkkraft. Tiefer unten, als wo einzelne und endliche Zwecke gesehen und durch Verzicht angestrebt werden. Denn die Zwecke sind, bei allem Einsatz des Strebenden, doch immer darauf aus, das dem Dasein als Wasserzeichen eingeprägte Kreuz auszulöschen, das von

2. Jesu Zuwendung zum anderen ist eminent „theologisch“ begründet. Es wird bei ihm nicht innerweltlich argumentiert, etwa: Gewalt zeugt immer nur Gegengewalt, Spannungsabbau allein ist „vernünftig“ oder andere Gründe. Bei Jesus wird vielmehr allein von Gott her argumentiert: „Gott ist so, er handelt so; darum sollst auch du so handeln!“ (vgl. Lk 6,35f).

3. Jesu Zuwendung zum anderen ist eschatologisches Zeichen. Das „Organisatorische“, „Apparatmäßige“ muß in der kirchlichen Bruder- und Nächstenliebe möglichst klein gehalten werden. Unsere Caritas darf mehr Zeichen als Organisation sein. Sie darf z. B. unsystematisch sein, „prophetisch“. Ihre Aktionen dürfen daher auch nicht sofort mit der Frage abgewürgt werden: Lohnt sich das? Ist das effektiv? Das „Prophetische“ lebt vom „Unvernünftigen“. Wir befinden uns hier im Blick auf Jesus in guter Gesellschaft.

4. Nächstenliebe hat „sakramentalen“ Charakter. Der liturgische Raum ist in der jüngsten Zeit wieder entdeckt worden, der diakonische Raum ist (trotz guter theoretischer Aufarbeitungen⁹) noch unterbelichtet.

5. Zuwendung zum anderen bietet die Chance einer Überwindung des skeptischen Relativismus in Glaubensfragen. Das pastorale Thema darf nicht von den Mitarbeitern im Seelsorgedienst als Sonderthema aufgefaßt werden, sondern als ein Thema, das alle Bereiche des seelsorglichen Wirkens betrifft, insbesondere diese uns alle bedrängende Frage, wie wir der skeptischen Indifferenz unserer Zeit gegenüber der Glaubensforderung begegnen können.

allen Horizonten her schreiende, ja brüllende Leid der Menschheit zu überwinden, wenigstens zu lindern, unschädlich zu machen. Aber solches Tun müßte das Pergament des Daseins als ganzes zerreißen, wollte es das eingeprägte Zeichen zum Verschwinden bringen. Denn es ist in dieser von Gott abgewendeten Welt das Signum seiner ‚bis zum Ende gehenden Liebe‘ (Joh 3,16).“

⁹ Vgl z. B. *Bruderschaft und Brüderlichkeit* (mit Beiträgen von J. Ratzinger, H. Schürmann, W. Dürig) (Past.-Kat. Hefte 22) Leipzig 1964; *Diakonie der Gemeinde. Caritas in einer erneuerten Pastoral*, Österreichische Pastoraltagung 1977, hrsg. von J. Wiener — H. Erharter, Wien 1978.